

Nr. 89. Bromberg, den 19. April 1929.

Der rote Kranich.

Roman von Sari Ferenczi.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Kommen Sie näher, Mademoiselle!“ grüßte die Kaiserin gnädig.

Eine Altersgenossin stand vor ihr: eine knospende Schönheit in braunem Seidengewand und roter Samtweste — hochgewachsen, mit rotgoldenem Haar und ruhelos bebenden Lippen.

„Können Sie Spinett spielen?“

„Ja, Majestät.“

„Und zeichnen?“

„Ein wenig.“

„Wo haben Sie Ihr Kleid machen lassen? Wie reizend ist es!“

„Ich nähte es selbst, Majestät.“

„Würden Sie auch mir ein ähnliches fertigen können?“

„Wenn Majestät befehlen, gern.“

Metternich hatte gewonnen! Wenn Franziska hier in Marie Louises Nähe blieb, öffneten sich endlich auch die Geheimnisse des Schönbrunner Hofes. Denn diesem kleinen Franzosennest gegenüber war die wohlorganisierte Geheimpolizei bisher ohnmächtig gewesen. Ein Lächeln verstohlenen Triumphs umspielte seine Lippen, als er unter tiefer Verbeugung sich jetzt verabschiedete.

„Mit allergnädigster Erlaubnis werde ich mich nun entfernen. Ich empfehle Fräulein Franziska der Gnade Euerer Majestät. Trösten Sie sie mit Ihrer alles vergoldenden Huld!“

„Wir werden für sie sorgen, Fürst!“ versprach Marie Louise. — —

Häßliches Herbstwetter brachte Regen und Sturm. Die Kaffeehäuser waren überfüllt, die Straßen menschenleer. In Tante Finis Kamin knisterten die Holzscheite und warteten auf Franziska. Hardenegg konnte seine Ungeduld kaum noch zügeln. Vergeblich suchte er sich klarzumachen, daß die Reise von Ofen nach Wien bei solcher Witterung länger dauere und daß Franziska nur mühsam vorwärts käme. Immer wieder trieb ihn die Sehnsucht vors Stadttor, den breiten Weg entlang, auf dem er die Geliebte erwartete.

November. Längst waren die Kraniche fortgezogen; an sie mußte der junge Graf unaufhörlich denken: die lieben Vögel, die als Wegweiser ihn zu Franziska geführt.

Eines Abends, als man eben in den engen Straßen die Öllampen anzuzünden begann, schreckte ihn Klopfen auf.

„Herein!“

Erschöpft trat sein Kurier ins Zimmer — allein! Der treue Bursche ahnte, daß er seinem Herrn Schmerz bereite, und drehte den zurückgebrachten Brief verlegen zwischen den Fingern.

Hardenegg sah das unberührte Siegel. „Was ist geschehen?“

Wenige Worte kündeten ihm das Todesurteil seiner Hoffnungen. „Das Fräulein ist von Hause verschwunden. Niemand weiß, wohin.“

„Mit wem hast du gesprochen?“

„Mit einer alten Magd die mich gar nicht erst einlassen wollte. „Das Fräulein wohnt nicht mehr hier,“ rief sie; „machen Sie, daß Sie fortkommen!“ Umsonst bat und klingelte ich an der Tür. Es blieb mir nichts übrig als umzukehren.“

„Gib her — und laß mich allein!“

Eine Weile stand Hardenegg regungslos, nickte dann langsam, als habe eine fremde Macht ihm Odem eingeblasen, und stöhnte leise: „Fort . . . verschwunden . . . verschwunden!“ . . . Stumpfe Verzweiflung umschleierte seine Züge.

Er warf den Mantel über, rannte die Treppe hinab, wartete weder auf Pferd noch Wagen. Mit tausend Wünschen trieb ihn, den sonst so Stillen, Versonnenen, seine erste und letzte Liebe hinaus in die Nacht. Blinzelnd qualmten die Ölfunseln im Labyrinth der engen Straßen, und er atmete auf, als er durchs Schottentor endlich in freies Gelände kam. Nach der Alservorstadt eilte er — zur Infanteriekaserne, dem Heim des Colloredo-Regiments.

Im Hof des dreistöckigen Gebäudes erkundigte er sich nach Josikas Quartier. Jedermann kannte den jüngsten Hauptmann. Er bewohnte drei Zimmer in der Kaserne, und in ihnen herrschte stets lautes Leben.

Auch jetzt waren sechs seiner Freunde versammelt. Georg Lindner und Josika, die beiden Hauptleute, musizierten; Lindner spielte Gitarre, der kleine Baron Flöte, die anderen sangen frohgelaunt.

„Hardenegg!“ rief Josika überrascht.

Der Graf in seiner straffen Husarenuniform grüßte kühl, doch der andere schüttelte ihm liebenswürdig-ungezwungen die Hand. Sie kannten einander aus des Kaisers Vorzimmer, hatten sich dort oft zusammen gelangweilt — der Graf voll steifer Würde, Josika unter Ächzen und Gähnen.

„Ich bitt' dich, Josika, kann ich dich unter vier Augen sprechen? Des Grafen zerquältes Gesicht warf Verstörung unter die lustige Gesellschaft.

„Um Gottes willen — ist was passiert?“ Jäh kam dem kleinen Hauptmann der Gedanke an die Uhrmacherstochter. Er öffnete die Tür zum Nachbarraum. „Selbstverständlich steh' ich zu deiner Verfügung!“

Es war ein einfaches, soldatisches Zimmer, wie es zu dem Wanderleben seines Besitzers paßte. Auf dem Tische lagen Degen, Tschako und ein paar Zeitungen, auf den Stühlen Kleidungsstücke und Bücher in buntem Durcheinander.

Josika wollte auf dem Ledersofa für seinen Gast Platz machen; der Graf aber wehrte ab. „Laß das — bitt' schön! Ich kann ja ohnehin nicht lange bleiben. Eine Frage aber beantworte mir, denn es geht um mein Lebensglück. Was mag mit Franziska geschehen sein?“

„Schau, Hardenegg . . .“ Josika blickte verlegen.

„Weißt du's oder weißt du's nicht?“

„Ich weiß es nicht!“

„Brachtest du ihr den roten Kranich?“

„Ja.“

„Und doch verließ sie mich? Sag' mir: Was hat sie geantwortet?“

Josika schämte sich, suchte nach Trost für den Freund. „Hardenegg“, begann er behutsam, „ich wußte ja nicht, daß du sie liebst und Franziska liebte dich nicht! Ich hab' das bestimmt erfühlt. Als ich ihr dein Geschenk überreichte, fragte sie, wie lange du noch in Wien bleiben würdest! Hierauf konnt' ich natürlich nicht antworten, und sie klagte bitter, daß sie wieder nur warten müsse — sicherlich vergeblich warten.“

Ausführlich erzählte er nun alles, was sich zugetragen, und schloß mit den Worten: „Hatte der Zar sie verführt? Oder war sie mir entflohen? Ich hab' gefehlt, das seh' ich

ein, doch fühl' ich mich ohne Schuld. Daß du ihr zugetan bist, konnt' ich nicht ahnen. Aber auch ich hab' sie geliebt, und auch mir ist sie verloren. Nicht wahr, du verzeihst mir, Kamerad?"

„Verzeihen heißt leider noch nicht vergessen!" Müde sprach es der Graf.

Josika legte den Arm um seine Schulter. „Wir müssen Franziska finden, und es wird alles wieder gut werden!"

„Nein! Ich kann sie nicht mit Gewalt zurückholen. Durch hundert Höllen würd' ich für sie schreiten, wenn fremder Einfluß sie mir genommen hätte. Aber da sie ging, so . . . gute Nacht!"

Ein Trauernder verließ die Alserkaserne.

*

Am Nachmittag, bevor noch die frühe Herbstdämmerung einfiel, ging Kaiser Franz in seine fürstliche Werkstatt, wo er Schränkchen und Vogelkäfige schnitzte, Siegellack fabrizierte, neue Uniformknopfmuster für die Armee erdachte und sich den Kopf über die Mischung neuer Parfüme zerbrach, um mit seinen hervorragenden Erfindungen gelegentlich die weiblichen Mitglieder seiner Familie zu überraschen. Lange betrachtete er die Schätze auf den Regalen, bis er endlich ein gedrechseltes Schränkchen für seinen Enkel wählte und ein Fläschchen feinen Wohlgeruchs für Marie Louise. Dann setzte er sich in seinen Wagen und fuhr gen Schönbrunn.

Zuerst besuchte er den kleinen Franzl. Das absonderliche Geschenk erregte die Neugier des Knaben, und er fragte sogleich, was darinnen sei. Worauf der hohe Großpapa, ein wenig enttäuscht, die Gräfin Montesquieu leise darauf aufmerksam machte, daß man dem Kind die Unbescheidenheit abgewöhnen müsse, um es zur Demut zu erziehen und ihm die hochtrabenden Neigungen seines Vaters aus dem Herzen zu jäten. Dann ließ er den Jungen das Vaterunser auffagen, klopfte ihm die Wangen und begab sich zu seiner Tochter.

Marie Louise rekelte sich auf ihrem Diwan. Gelangweilt erwartete sie den Abend — und mit ihm den Grafen Neipperg. Ihr neues, braunes Kleid, von Franziska entworfen, gab die runden Arme frei; den bedenklich tiefen Ausschnitt zierte ein weißer Volant.

„Frierst du nicht, mein Kind?" fragte der Kaiser Franz besorgt, als er den blauen Salon betrat.

Lachend küßte Marie Louise dem Vater die Hand. „Daß man friert, lieber Papa, erlaubt ganz einfach die Mode nicht. Wie lieb, daß Majestät mich besucht! Ich freu' mich so sehr. Sind Sie Ihren ekligen Schnupfen nun los, bester Vater?"

„Der eine ist vorüber, aber ich bekomm' schon wieder an' neuen, hab' heut vormittag dreimal geniest, und der Tabak schmeckt mir nicht recht. Kein Wunder, wenn man sich erkältet — ich muß ja ewig unterwegs sein, und nicht lang mehr wird's dauern, dann ist der ganze Kongreß verschnupft! Wie ich hör', läßt sich der Zar jeden Morgen mit Eis abreiben."

„Jemine!" wunderte sich die Tochter.

„Ja, ja, mein Kind — vielleicht erkältet er sich deshalb nie. Übrigens, wenn der Kongreß noch lange währt, lass' i mi' pensionieren."

„Oh, lieber Papa!" Sanft streichelte Marie Louise die müde Hand des Graukopfs.

So saßen sie ein Weilchen still nebeneinander. Der Kaiser wir in Gedanken und lachte ein paarmal in sich hinein, so sehr gefiel ihm seine letzte Bemerkung. Er beschloß sie am Abend Ludovika zu erzählen und auch Sickingen und am nächsten Morgen dem Baron Hager. Als er an den Polizeichef dachte, fiel ihm plötzlich der Zweck seines Kommens ein. Falten gruben sich in seine Stirn.

„Ist's wahr, Louis', daß der Beauharnais bei dir war?"

„Ja, Papa. Finden Sie, daß es sich nicht schickt? Erstens sind wir verwandt . . ."

„. . . gewesen! Jetzt nicht mehr!"

„Darum war's aber doch nett von ihm! Ich werd' sowieso von allen vernachlässigt, und wenn die Damen mich auch hin und wieder besuchen, so kommen sie doch nur, um von meiner Ehe . . ." Napoleons Gemahlin errötete beschämt.

„Freu' dich, Kind, daß du nicht in Wien an den ewigen Festen teilnehmen mußt. Es ist furchtbar — kannst mir's glauben! Am dreiundzwanzigsten November soll wieder großer Ball stattfinden, angeblich die letzte Fête der Saison — na, werden ja sehen! Wie gemütlich hast du's dagegen hier in deinem stillen Heim!"

„Ich möcht' aber mächtig gern bei dem Ball dabeisein, Vater!" Tränen blinkten an den Wimpern der einsamen jungen Frau.

Kaiser Franz wurde böse. Er befahl nicht gern — verlangte nur, daß allen angenehm sei, was er wünschte.

„Das geht in keinem Fall, Louis' — es würd' einen schlechten Eindruck machen. Ich weiß schon, was dir zum Nutzen gereicht. Bevor der Papst deine Ehe nicht gelöst hat, darfst du keine öffentliche Rolle spielen. In den letzten Jahren hast du ohnehin leider genug von dir reden gemacht. Und dann, mein Kind, hör' nicht auf die Schmeicheleien des Zaren und plausch' nicht mit Eugen Beauharnais! Ich mag das nicht! Schau', solang' du meine Tochter bist, will ich alles für dich tun, was in meiner Macht steht — aber als französische Kaiserin kenn' ich dich nicht mehr!"

Zitternd liebkoste er den blonden Kopf seiner Tochter, die im Weinen das Antlitz im Taschentuch vergrub. „Schon gut, Louiserl, schon gut!" tröstete er und fischte das Parfümfläschchen aus seiner Tasche. „Sieh her, was ich dir mitgebracht hab': das Allerfeinste aus meiner Werkstatt. Na, was sagst du dazu?"

„Dank' schön, lieber Papa!" schluchzte die Kaiserin gerührt.

Sie wollte ihn auch hinausbegleiten, aber der Vater ließ es nicht zu. „Bleib' nur! Sonst kriegst auch noch an' Schnupfen!"

Kaiser Franz ging die Treppe hinab und bestieg seine Equipage.

*

Franziska war unterdes allein in ihrem Zimmer. Schluchzend grübelte sie über ihr Schicksal, das stets so viel versprach und so wenig hielt. Warum weinte sie? Sie liebte Schönbrunn — Marie Louise war gütig zu ihr, der ganze Hof bewunderte ihre geschickten Finger, niemand konnte den kleinen Franzl so zum Lachen bringen wie sie, und alle staunten, wenn sie mit dem bunten Puppentheater hantierte. Sie war die einzige, der die Montesquieu aufrichtig von der Vergangenheit erzählte. Fürst Metternich küßte ihr die Hand, wenn er kam, und suchte mit Schmeichelworten ihre Gunst zu gewinnen. Sie war schön, jung — und doch hoffnungslos traurig . . .

Wieder wartete sie nur, wartete — wußte selbst nicht, worauf. Es hat sich nicht gelohnt, meinen Vater zu verlassen, dachte sie verdrossen. Aber nein —: Reue durfte es für sie nicht geben! Sie trocknete ihre Tränen, trat in das mit Andenken erfüllte Zimmer der Gräfin Montesquieu. Hier lebte und webte eine stolze Vergangenheit, hier war die Zeit zum Märchen geworden.

Marie Louise pflegte das Souper mit ihrem spärlichen Hofstaat und dem Grafen Neipperg gemeinsam einzunehmen. Der Feldmarschalleutnant plauderte geistreich bei Tisch, spielte nachher Spinett und raunte der Kaiserin zärtliche Schmeicheleien ins errötende Ohr. Gräfin Montesquieu verließ den Kreis, sobald sie konnte. Sie haßte Neipperg, verachtete Marie Louise, und ihre Hand krampfte sich zur Faust, wenn ihre Herrin liebenswürdig zwitscherte: „Was meinen Sie, Graf? Was sagen Sie dazu, mein General?"

Die Gräfin eilte in ihr Zimmer, wo Franziska ihrer harrte, die dunklen Augen voll ungeduldiger Freude. „Heute bin ich spät gekommen, nicht wahr, mein Kind? Ich mußte bleiben und schauen . . ."

Sie hielt inne, und ihr graues Seidenkleid rauschte, als sie sich im Sessel vor dem Schreibtisch niederließ. Die Uhr schlug zehn. Franziska kauerte sich auf einen kleinen Schemel, die Gräfin aber öffnete mit goldenem Schlüsselchen ihr Schubfach und entnahm ihm ein verschlossenes Buch, dessen Deckel das Bild Napoleons schmückte. Darin notierte sie gewissenhaft alles, was den kleinen König von Rom, was Marie Louise und Frankreich betraf, und alles auch sonst, was sie sah, wußte und litt.

Sie legte die Hand über ein dichtbeschriebenes, golden umrandetes Blatt. „Sehen Sie, mein Kind, früher war hier jede Zeile Ruhm. Wenn ich aber heute abend meine Erfahrungen eintrage, so bedeutet jeder Buchstabe Schmerz und Erniedrigung. Drüben im Salon klimpert man jetzt Spinett."

Die Herzogin Montebello stickt, die anderen verabschieden sich nacheinander, dann geht der Montebello die Stickseide aus, gestern die rosafarbene, heute die blaue, grüne oder gelbe; sie muß sich auf ein paar Minuten entfernen, und dann küßt der Graf die Kaiserin. Marie Louise ist leichtsinnig, die Montebello schlecht; sie hat Napoleons Gemahlin ganz in ihre Gewalt gebracht, und nun wirft sie sie diesem Hochstapler, diesem dreisten Schürzenjäger hin . . ."

Sie blickte auf die Zeilen des Tagebuchs. „Dreiundzwanzigster Januar", las sie leise. „Am dreiundzwanzigsten Januar 1814 hat Napoleon sie zum letztenmal gesehen; auch seinen Sohn sah er seither nicht mehr. Der Kaiser mußte an die Front reisen, um seinen Thron gegen die Verbündeten zu verteidigen, gegen seinen Schwiegervater, gegen die ganze Welt. Im großen Saal der Tuillerien hatten sich die Offiziere der Pariser Leibgarde versammelt,

Nach der Messe erschien der Imperator mit Marie Louise, und ein paar Sekunden später trat ich mit dem kleinen Napoleon ein. Der Kaiser nahm sein Söhnchen und seine Gemahlin an der Hand, sprach bewegt: „Ihnen, meine Herren Offiziere, vertraue ich mein Liebstes an. Mag sein, daß der Feind bis nach Paris vordringt; doch ich eile Ihnen zu Hilfe. Nicht wahr, Sie schützen mir mein Weib und mein Kind?" Alle schworen ihm Treue; aber es war nur ein Echo der Vergangenheit, keine Verheißung der Zukunft. Denn der Kaiser nahm Abschied für immer!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Geburtstag der Stadt Bromberg.

19. April.

Von Paul Dobbermann.

Am 19. April 1346 erhielten die deutschen Lokatoren Kesselhut und Konrad die Erlaubnis, bei der Burg Bydgoszcz die Stadt Bromberg zu deutschem Recht zu gründen.

Ehe die deutsche Stadt Bromberg entstand, war der Flecken zwar ein wichtiger militärischer Stützpunkt, aber eben noch keine „Stadt", die eine wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung hatte. Wann die alte Burg Bydgoszcz selbst erbaut wurde, ist nicht bekannt. Ihr Name ist in schriftlichen Urkunden zuerst in jener Zeit erwähnt, als der Deutsche Orden vom benachbarten Thorn aus die Preußen zu unterwerfen begann. Es wird in den Chroniken jener Zeit kurz berichtet, daß Herzog Swantopolk von Pommern das Castrum Bidgostiense überfallen, eingenommen und eine Zeitlang besetzt gehalten habe, bis es im Jahre 1239 dem Herzog Conrad von Masovien gelungen sei, es wieder zurückzugewinnen. Dies ist die erste Erwähnung der Burg. Ein Jahrhundert später kam die Burg wieder in die Hände des Ordens. Das kam so: Seit 1308 war der Orden mit Polen direkter Nachbar. Als nämlich die Pommerellischen Herzöge in diesem Jahre ausstarben, trat der Orden das Erbe an. Der Orden hatte inzwischen vom Kulmer Lande aus Ostpreußen erobert, um die Polen vor den heidnischen Preußen zu schützen. Die Grenze zwischen dem Ordensgebiet und dem polnischen Fürstentum Kujawien verlief damals fast genau da, wo heute die Grenze zwischen dem Kreis Bromberg und Pommerellen ist. Schwetz war der Sitz eines Ordenskomturs. Zwischen den beiden Grenzanliegern kam es natürlich des öfteren zu Streit, um so mehr, als Wladislaus Lokietek auch Aussicht auf die Pommerellische Erbschaft gehabt hatte. 1329 unternahm Wladislaus einen Zug ins Kulmer Land, das der Orden einst als polnisches Entgelt für Hilfe in schwerer Not erhalten hatte. Der Hochmeister ließ natürlich durch den Landkomtur von Kulm einen Rachezug ins polnische Gebiet unternehmen. Der ging zuerst gegen unsere Burg Bydgoszcz. Bydgoszcz wurde erobert. Auf diese Weise kam es, daß 1329 das Ordensbanner mit dem schwarzen Kreuz in weißem Felde auf der Braheburg wehte. Dann ging's gegen Wyschygrod, das auf einer Höhe bei der heutigen Stadt Schulitz lag. Der deutsche Reimchronist Jeroschin singt über diesen Vorgang folgende Verse:

> Noch al des huses habe
> Quam nie nicht herabe;
> Iz der burc unz an den mist:
> Sus Wischegrod zustorit ist.

Die Burg Wyschygrod ist aus ihrer Asche nicht wieder erstanden. Die Burg Bydgoszcz aber bleibt ein Jahr lang in der Hand der Deutschritter. Dann wird sie nach einem Waffenstillstand mit Lokietek den Polen wieder zurückgegeben. Wieder ein Jahr später, also 1331, wurde sie von dem Orden bei neuen Streitigkeiten aufs neue erobert. Die Ritter blieben nun bis 1343 Herren der Burg. In diesem Jahre schloß der Sohn und Nachfolger Lokieteks, Kasimir Wielki, mit dem Orden den Frieden zu Kalisch. Die Burg Bydgoszcz ging wieder in polnischen Besitz über. Der Deutsche Orden hatte aus der Holz- und Lehmfachwerkburg einen Ziegelbau ihrer Art anzulegen begonnen. Das Hauptverdienst aber, daß seit Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein stattliches Ziegelbauwerk an Stelle der alten Holzburg sich erhob, wird wohl Kasimir dem Großen gebühren.

Das Beste aber, was Kasimir der Große für den Wiederaufbau seines Landes tun konnte, war, daß er deutsche Ansiedler ins Land rief. Durch solche Ansiedler ließ er westlich und nordwestlich um das Bromberger Castell herum eine Stadt bauen. Die Gründung der Stadt geschah, wie eingangs gesagt, 1346. Die Stadt sollte Kunigeßberg, d. h. Königsberg heißen. Dieser Name hat sich aber neben dem alten nicht durchsetzen können.

Der Unterschied zwischen polnischem und deutschem Recht war, daß das letztere eine Selbstverwaltung und Selbstgerichtsbarkeit kannte, die dem ersteren vollständig fremd war. Das deutsche Recht gab den Bürgern eigene Magistraturen, eigene Kommunalbesitzungen, bürgerliche Gerichtsbarkeit (Schöffen) und eigene Kriminalgerichtsbarkeit. Nach polnischem Recht wurden alle diese Obliegenheiten von königlichen (staatlichen) Beamten ausgeführt. Dem Burgkrabia (Burggrafen), dem um 1360 herum noch ein Capetaneus (Starost) zur Seite gestellt wurde, blieb jetzt nur eine Art obere Verwaltungsinstanz. Die neuen freien Städte mit deutschem Recht wachten mit Energie darüber, daß man in ihre Befugnisse nicht eingriff. So schreibt der polnische Chronist Cromer: „Die Adwokati (nicht königliche Beamte) haben die Blutsachen (kriminalistische Dinge); Streitigkeiten über Besitz, Eigentum und Erbe gehören vor den Bürgermeister und den Rat, wozu die scabini e iurati zu rechnen sind; Kleinigkeiten entscheidet der Bürgermeister selbst oder die Zunftmeister, allenfalls mit Zuziehung von Bürgern und Zunftangehörigen. Appellationen gehen an die Bürgerversammlung (Consessus civium), von da an den König. Zuweilen und ohne Recht drängt sich der Capitaneus dazwischen."

Der Capitaneus wurde auch Starost genannt und löste später den Burggrafen, dem nur die Capitanei blieb, in seiner Machtvollkommenheit als königlicher Beamter ab. Als erster Starost in Bromberg wird uns seit 1362 Mszyvuyius bekannt. Die Starosten waren in der Folgezeit die maßgebenden Persönlichkeiten in Burg, Stadt und Bezirk. Von ihrer Tüchtigkeit hing viel für das Wohl des Bezirks und von ihrer Wohlmeinung viel für die Beachtung des Rechts der freien deutschen Stadtbürger ab.

Ein Grabstein.

Skizze von Walther Mittasch.

Im Stubaital liegt ein Dorfkirchhof, auf den blicken von allen Seiten die Steingesichter der Berge, denen die schwarzgrünen Wälder anhaften wie verwilderte Bärte. Zerfallenes Mauerwerk gürtet den kleinen Totengarten; Holunderbüsche wedeln mit weißen Dolden über einem Steinhäuschen; darin liegen graugelbe, zahnbewehrte Schädel gestapelt, über denen ein verstaubtes, rotes längst erloschenes Lämpchen baumelt. — Auf den schmalen, engen Gräbern sind die üblichen häßlichen Glasklötze und Porzellanengel. Seitab aber fand ich ein Totenplätzchen, über dem lastete ein zackiger, schwerer Steinbrocken, an dem rötliche Algen klebten, anzuschauen wie Spuren und Abdrücke von blutigen Fingern eines Menschen, der diesen grauen Stein gehoben und getragen hatte. Von dieses Steines rauher Oberfläche hob sich, in seltsam unbeholfenen Buchstaben, das einsame Wort „ANNA" ab, um das wie blutige Tränen die roten Flechten sich ordneten. — Ich habe dieses Steines Geschichte erlauschen können. — Diese lautet:

Der Christoph Radhauser ist eines Schmiedemeisters Sohn gewesen. Wer am harten Amboß den Hammer schwirren läßt und aus spähenden Augen ins sprühende Feuer und auf zischendes Eisen starren muß, dem härten sich Hände und Herz, und wenn er von Natur schon ein spröder Mensch ist, so fällt's ihm schwer, in Gottes Welt sich zurecht zu finden. Kam noch hinzu, daß dem jungen Christoph schon frühe das tosende Wasser des Wildbaches und der klirrende Singsang der Werkzeuge die Ohren geschädigt hatten, so daß er dem Mißtrauen der Schwerhörigen verfiel. So ward er ein Gesell, der gern abseits ging, auf Bergpfaden wanderte —, in Tagen, da rauher Wind und Neuschnee den Mantel der Einsamkeit über vereiste Höhen und im Nebel qualmende Täler breiteten.

Die anderen bemühten sich, ihn in ihren Reigen zu ziehen. Das Dörfchen ist nicht ohne alle Weltfreude. Sie haben dort ein Bauerntheater und eine Kapelle, die beide rührig sind. Der Christoph Radhauser versuchte, mit den anderen im Schritt zu gehen, übte sich auf der Klarinette. Aber dann war es ihm quälend, wenn die Saisongäste dastanden, um zu lauschen. — Obgleich kaum jemals einer über ihn lachte, — der Christoph ist doch immer mißtrauisch gewesen; und als einmal der Jähzorn über ihn gekommen, blies er mit Absicht greuliche Mißtöne, mitten in einem Andante des Papa Haydn. Er erreichte, daß ein paar Stadtgecken prusteten, worauf die beiden ersten Geigen dem Trotzigen auflauerten und ihm im Winkel am Friedhofe das Fell gerbten.

Auch mit dem Theater ist die liebe Not gewesen. Da hat er einen widerspenstigen Bauernlackel spielen sollen. Diese Rolle war ihm wie auf den Leib geschrieben. Ein paarmal hat er sie gegeben, bis ihn auch da wieder die jählings hoch-

sprudelnde Wut würgte, so daß er einmal — mitten in das Beifall klatschende Publikum hinein — zwei Steine schleuderte . . .

Aber bei den Proben zum Spiel geriet er in die Nähe der blonden, sanften Anna Bachrainer und in ein Netz aus haarfeinen, festen Goldfäden, wie Frau Minne es seit Jahrtausenden webt . . . Seitdem wurde der Einsame noch verschlossener. Wie ein Wildkater die Taube anschleicht . . . so ist es gewesen. Das Bachrainer-Häuschen lag oben am Hange; und um das Fensterchen, hinter dessen rotgepunktetem Vorhange das Goldlicht eines Lämpchens webte, strich der verliebte Schmiedegesell herum — und wieder Klarinette blasend —, gar seltsam zärtlich und ohne jeden Mißton. — Und als die beiden Flämmchen zum hellen Brand gediehen, haben diese grundverschiedenen Menschen den Ehebund geschlossen —, die blonde, sanfte, herzleidende Anna und der hartschalige Eisenschmieder, dessen Herz ja auch „krank" war, wenn es auch laut und gut pochen konnte.

Zunächst ist die Fahrt gut gegangen; bis das erste Kind kam. — Damals hat der Teufel die Krallen nach dem Christoph gezückt. — Eifersucht . . . Eifersucht auf das Kind, das viel Pflege brauchte. Es wollte dem wilden Gesellen nimmer einleuchten, daß er nun an zweiter Stelle zu stehen habe. — Auch kam hinzu, daß Anna in jenen Tagen und Monden Kräfte verlor und so merkwürdig müde und blaß wurde. Dem robusten, sinnenstarken Manne war dieses weh-weiche Wesen fremd und störend. Und so weitete sich allmählich die Kluft zwischen Mann und Weib. Über diese Kluft sah Anna mit klaren, bettelnden Augen, — über diese Kluft starrte der Mann mit lauernden, unruhigen Blicken. — Damals lief er wieder auf einsamen Wegen und kam sich — ohne all' und jeden Grund — verraten und betrogen vor. In den Schmieden lachten sie über ihn, wenn er so Andeutungen hinknurrte. Die Anna hat nicht viel Worte gemacht. Sie ist oft zu Menschen gegangen, die stille und gute Seelen hatten.

Den Christoph aber bekam der Teufel in die Klauen. Ein hübscher Kerl ist er nie gewesen. Nun aber bildete er sich ein, daß seine Häßlichkeit ihm zum Verhängnis werden müsse. Zweimal hat er, im Zornanfall, den Spiegel in Scherben geschlagen, — schreiend: „Daß ich häßlich bin, das weiß ich eh'! — Und daß du hübsch bist, weshalb brauchst du das zu wissen?"

Die Anna hat die Scherben gesammelt und demütig gelächelt. — Und die Kluft wurde wieder weiter. Damals ist der Alois Weber im Dorfe aufgetaucht. Sofort warf der Christoph einen grollenden Verdacht auf den blassen, blonden Gesellen. Mögen auch Neckereien der anderen hinzugekommen sein . . . jedenfalls hat das Schadenfeuer bald hell genug gebrannt. — Und war doch alles eine lächerliche Torheit. —

An einem Frühlingsmorgen sind Christoph und Anna über den Weg am Wildling gegangen. Im Walde hat ein Paar wilder Tauben geruckst und über der Schneespitze ein Adler seine Kreise gezogen.

An jener Stelle aber, wo der Weg zwischen zwei steilen Hängen hinkriecht, wandte der Christoph sich plötzlich um, mit harter Faust nach dem Weibe greifend.

„Jetzt sag'!" knirschte er. „Bei allem Heiligen gesteh' es . . . was du . . . was du hast — mit ihm — mit dem Alois Weber . . .!"

Die Anna wurde kreidebleich; aber ihre Augen glichen blaubrennenden Kohlen.

„Du lieber Narr . . ." sagte sie leise. „Ich weiß wohl, daß du mich da in den Abgrund stoßen kannst. Ich sage dir, Christoph: Gott wird zwei Engel schicken, die mich tragen werden . . . denn mein Sinn ist rein . . ."

Da hat er den Griff gelockert und ist stillschweigend weitergegangen. —

Zwei Wochen darauf starb Anna. — Der Doktor hat gesagt: „Es ist Ihre Schuld, Radhauser. So ein Herz ist eine Uhr. Und in die Uhr stößt man nicht mit einem Messer . . ."

Der Christoph merkte, wie die Dorfleute kalt und fremd an ihm vorbeigingen. Die Blumen, die er auf das schmale Grab pflanzte, wurden nachts von anderen ausgerissen und zertreten. — Keiner hat ihm sein Reueleid glauben wollen. —

Heute aber noch redet der graue Stein für den Unseligen.

— Diesen Stein brach er dort oben aus dem Hange, wo er und Anna an der klaffenden Kluft standen. Er hat ihn aufgeladen und zu Tale geschleppt. — Eine bitterschwere Arbeit, die kein anderer bezwungen haben würde. Der Stein war sehr, sehr schwer und hatte scharfe Kanten. Stöhnend und blutend mußte der Einsame ihn tragen.

Er selbst hämmerte den Namen „Anna" hinein.

Wenn sein Knabe herangewachsen ist, wird er ihm die Geschichte dieses Grabsteines erzählen.



Bunte Chronik



* **Der größte Schornstein der Welt.** Den größten Schornstein der Welt besitzt seit Oktober 1916 die Copper and Silver Mining Co. in Great-Falls im Staate Montana. Der Riesenschornstein, den Kölner Domtürmen nur wenig nachstehend, ist 154 Meter hoch. Seine lichte Weite beträgt am Fuße 20,3 Meter, am oberen Ende 15,2 Meter. Der Bau beanspruchte 169 Tage und erforderte 13 000 Tonnen Formsteine, die in einer besonders dazu in der Nähe errichteten Ziegelei hergestellt wurden. Die ungeheuren Arbeitsmaterialien wurden durch drei elektrische und einen durch Dampf betriebenen Aufzug zu den Arbeitsstellen hinaufbefördert. Der Schornstein ist mit 16 kupfernen Blitzableitern mit je 32 Millimeter langen Platinspitzen gesichert und steht mit zwei kupfernen Leitungen mit der Erde in Verbindung. Sein Gesamtgewicht beträgt 18 000 Tonnen. Bisher wurde die berühmte „Hohe Esse" der Halsbrückener Hütte bei Freiberg als der höchste Schornstein gezählt, dessen Höhe 140 Meter beträgt.

*

* **Ein Frosch als Weitspringer.** In Südeuropa und ganz vereinzelt auch in Deutschland lebt ein kleiner, gelblichbrauner Frosch (Rana agilis), der häßlich quakt und sich scheinbar durch gar nichts besonders auszeichnet. Und doch ist gerade dieser Frosch ein überaus geschickter Weit- und Höhenspringer. Sein zart gebauter Körper erhebt sich elastisch zum Sprung und saust dann in fast meterhohen und mehr als zwei Meter langen Sprüngen dahin. Im Vergleich zu den Sprüngen der Wasser- und Grasfrösche ist die Leistung des Springfrosches, wie er wegen seiner Springkünste schon im Altertum genannt wurde, jedenfalls ganz überragend, zumal, da sein magerer Körper nur etwa 5 Zentimeter lang ist. Was ihn zu seinen Rekordsprüngen befähigt, sind seine auffallend langen Hinterbeine, die, mit kräftigen Muskeln durchsetzt, beim Ansetzen des Sprungs den Körper in die Höhe schnellen.

*

* **Die Erfindung des Schachspiels.** Unter den vielen Sagen, die über die Erfindung des Schachspiels in Umlauf sind, berichtet eine, daß der Brahmane Sissa dasselbe bereits 400 Jahre vor Christi Geburt erfunden habe. Er überreichte es dem König Schachram, um diesem, der das Volk verachtete, die Lehre zu geben, daß ein Herrscher ohne die Geringsten nichts vermöge. König Schachram war so entzückt darüber, daß er dem Brahmanen erlaubte, sich eine Gnade von ihm zu erbitten. Sissa begehrte, daß man ihm für das erste Feld ein Weizenkorn, für das zweite zwei, für das dritte vier und für alle weiteren Felder so fort, bis zum vierundsechzigsten Felde verdoppelt, geben möge. König Schachram war höchst ungehalten über die ihm so unbedeutend erscheinende Forderung, die er fast für Spott nahm; er staunte aber nicht wenig, als er vernahm, daß alles Getreide seines Landes nicht hinreichen würde, dem Brahmanen die verlangte Zahl Körner zu liefern. Die Probe aufs Exempel zu machen, bleibt den Lesern gern überlassen.

*

* **Der Humorist auf dem Totenbett.** Der serbische Humorist Branislaw Nuschitsch ist durch Roda Rodas Übersetzungen auch in Deutschland bekannt. Er litt unlängst an heftiger Grippe; bei seinem hohen Alter befürchtete man schon das Schlimmste. Doch der Humorist erholte sich wieder — ein Mitarbeiter der Belgrader „Politica" konnte ihn sogar interviewen. — Nuschitsch hat die unfreiwillige Muße benutzt, ein Lustspiel „Frau Ministerin" zu entwerfen. — „Ist es wahr, daß Sie auch Ihr Testament aufgesetzt haben?" fragte der Journalist. — „Jawohl", antwortete der Kranke. „Unangenehme Erfahrungen im Kriege haben mich dazu veranlaßt. Im Jahre 1915 hat man mich totgesagt, die Albaner sollten mich in Ipek erschlagen haben. Das Gerücht drang nach Belgrad — meine Freunde trauerten um mich, die Damen der spiritistischen Zirkel in der Hauptstadt wurden nicht müde, meinen Geist zu zitieren. Und denken Sie sich: Mein Geist erschien. Er führte so lose Reden, daß man daran allein seine Echtheit zu erkennen glaubte; die bessern spiritistischen Kreise schlossen meinen Geist daraufhin aus der Gesellschaft aus. Um mich nicht nach meinem Tode wieder in so schlechten Ruf zu bringen, habe ich ein Testament verfaßt und darin jegliche Berufung meiner Seele aus dem Jenseits auf das strengste verboten."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.